

Institution im Wandel: Über kollaborative Praxis im Ethnologischen Museum und Museum für Asiatische Kunst

Erfahrungen, Herausforderungen und institutionelle
Dynamiken nach der Eröffnung des Humboldt Forums

Abstract. After the intense years of relocating and opening their permanent exhibitions at the Humboldt Forum, the Ethnologische Museum and the Museum für Asiatische Kunst are now focusing even more than before on transcultural cooperations. Since the launch of the large-scale initiative 'The Collaborative Museum' (CoMuse, "Das Kollaborative Museum") in early 2023, this has been the emphasis of the programmatic work of the museums and the numerous projects that have been initiated. Both museums are increasingly developing multi-perspective and collaborative approaches to the research of the collections and are testing new formats of cooperation with the international museum- and scientific community as well as with representatives of societies of origin. CoMuse understands these collaborations not as a supplementary element, but as constitutive for a new ethical and epistemic orientation of museum work. In doing so, it also focuses on structural challenges – for example, in relation to methods, personnel structures and decision-making processes. The newly created positions within CoMuse, including restitution coordination, postcolonial provenance research, education and outreach, and CoMuse fellowship program coordination, reflect the efforts to anchor collaboration both methodologically and infrastructurally within the museums.

The interview provides a framework for reflections in which employees of the Ethnologische Museum and the Museum für Asiatische Kunst jointly discuss their experiences, expectations and the associated challenges of institutional change in the recent years and take a look to the future.

Nach den intensiven Jahren des Umzugs und der Eröffnungen ihrer Dauerausstellungen im Humboldt Forum widmen sich das Ethnologische Museum und das Museum für Asiatische Kunst in zahlreichen Projekten noch stärker als bisher der transkulturellen Kooperation. Diese bildet spätestens seit dem Start der großangelegten Initiative »Das Kollaborative Museum« (CoMuse) Anfang 2023 den Schwerpunkt der programmativen Arbeit der beiden Museen. Sie entwickeln verstärkt multiperspektivische und kollaborative Ansätze zur Erforschung der Sammlungen und erproben neue Formate der Zusammenarbeit mit einer internationalen Museums- und Wissenschaftscommunity sowie mit Vertreter*innen der Urhebergesellschaften. CoMuse versteht diese Kollaborationen nicht als ergänzendes Moment, sondern als konstitutiv für eine ethisch und epistemisch neu ausgerichtete Museumsarbeit. Dabei rückt es auch strukturelle Herausforderungen in den Blick – etwa in Bezug auf Arbeitsweisen, Personalstrukturen und Entscheidungsprozesse. Die neu geschaffenen Stellen im Rahmen von CoMuse, darunter eine Koordination für Restitution, postkoloniale Provenienzforschung, Mitarbeiterinnen für Bildung und Vermittlung, sowie eine Koordination für das CoMuse Fellowship Programm, spiegeln den Versuch wider, Kollaboration sowohl methodisch als auch organisatorisch in den Museen zu verankern.

Das Interview bietet einen Reflexionsrahmen, in dem Mitarbeitende des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst ihre Erfahrungen, Erwartungen und die damit verbundenen Herausforderungen institutionellen Wandels der letzten Jahre gemeinsam reflektieren und einen Blick in die Zukunft werfen.

Teilnehmende:

TINA BRÜDERLIN, Leiterin Ethnologisches Museum

SONJA MOHR, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Sammlungen Süd- und Südostasien, Ethnologisches Museum

KERSTIN PINHER, Wissenschaftliche Mitarbeiterin für moderne und zeitgenössische Kunst im globalen Kontext, Museum für Asiatische Kunst und Ethnologisches Museum

STEFANIE SCHIEN, Wissenschaftliche Mitarbeiterin Sammlungen Südamerika, Ethnologisches Museum

ANDREA SCHOLZ, Wissenschaftliche Mitarbeiterin für transkulturelle Zusammenarbeit, Ethnologisches Museum und Museum für Asiatische Kunst

ANNA SZÖKE, Wissenschaftliche Koordination »Das Kollaborative Museum«, Ethnologisches Museum und Museum für Asiatische Kunst

TIMO WEISSBERG, Pressereferent der Staatlichen Museen zu Berlin, SMB, Moderation

Timo Weißberg: Wir steigen mit der Frage ein, wie ihr den Prozess der Ausstellungserarbeitung im Humboldt Forum erlebt habt. Uns interessiert zudem, wie ihr heute an den Ausstellungen arbeitet – besonders vor dem Hintergrund, dass ihr unterschiedliche Funktionen habt. Wie geht ihr vor?

Tina Brüderlin: Ich bin in einer intensiven Phase zum Ethnologischen Museum gestoßen – die Eröffnung des Ostflügels stand kurz bevor. Die Objekteinbringung ins Humboldt Forum hat über viele Jahre die gesamte Institution beschäftigt. Als ich im Januar 2022 anfing und dann im September die zweite Eröffnung stattfand, standen die Ausstellungen, inklusive der Wechselausstellungen. Seitdem arbeiten wir daran, den Blick nach vorne zu richten: Was kommt jetzt? Viele der Inhalte, die heute sichtbar sind, sind Ergebnisse langjähriger Arbeit und bestehender Partnerschaften. Die Frage ist nun: Wie setzen wir im Humboldt Forum neue Schwerpunkte, gemeinsam mit dem Museum für Asiatische Kunst? Was erwartet die Öffentlichkeit – nicht nur in Berlin, sondern auch unsere Partner:innen weltweit? Das Humboldt Forum ist weiterhin ein Ort großer Aufmerksamkeit. Delegationen, auch offizielle, kommen regelmäßig – das prägt unsere Arbeit nachhaltig.

Kerstin Pinther: Ich bin seit etwa dreieinhalb Jahren Kuratorin für moderne und zeitgenössische Kunst im globalen Kontext. Ich bin etwa ein Jahr vor der zweiten Eröffnung dazugekommen und war dann sehr stark in die Neuplanung der Benin-Ausstellung eingebunden. Zwischen der ursprünglichen Planung vor rund zehn Jahren und der tatsächlichen Eröffnung hatte sich vieles verändert – besonders im Hinblick auf Eigentumsübertragungen und Restitutionsdiskussionen. Die Frage war: Wie kann das in der Ausstellung gezeigt werden? Die architektonische Setzung war sehr stark, die Vitrinen und Strukturen bereits gebaut. Wir haben mit Kolleg:innen, unter anderem mit Verena Rodatus, in kurzer Zeit umgeplant, erste Kooperationen in Nigeria angestoßen und mit Künstler:innen zusammengearbeitet. Und diese Zusammenarbeit haben wir sichtbar gemacht: Vitrinen wurden verschoben, Texttafeln überschrieben. Daraus hat sich auch eine längerfristige Zusammenarbeit entwickelt – aktuell weitergeführt in einem Projekt mit Unterstützung der Gerda Henkel Stiftung.

Andrea Scholz: Ich habe die frühen Planungen, inklusive der zehn Jahre bis zur Eröffnung, miterlebt. Schon 2012, als ich begann, war Multiperspektivität ein großes Stichwort. Das war ein Anspruch, der damals stark formuliert wurde – auch gegenüber den Gestaltungsbüros. 2014 mussten endgültige Objektlisten abgegeben werden. Jede Änderung bedeutete einen kostenpflichtigen Planänderungsantrag – das hat kollaborative Prozesse fast unmöglich gemacht. Wenn ich heute durch die Benin-Ausstellung gehe, ist das für mich

trotzdem ein Erfolg: Da wurde in kurzer Zeit und unter politischem Druck viel erreicht. Auch im Amazonien-Modul, für das ich verantwortlich bin und war, habe ich Erkenntnisse aus einem kollaborativen Drittmittelprojekt eingebracht. Die Ausstellung war formal längst »fertig« geplant, aber ich habe trotzdem noch Veränderungen durchsetzen können – auch wenn das nicht immer einfach war. Man muss allerdings sagen, dass für unsere Partner:innen die Ausstellung selbst gar keine zentrale Rolle spielte – ihnen ging es um die Objekte und die gemeinsame Arbeit, nicht um deren Präsentation hier in Berlin.

Interessant ist natürlich auch, was in den letzten zehn Jahren alles passiert ist. Als ich 2012 mit dem Volontariat angefangen habe, waren Kolonialismus und die sogenannte Raubkunst noch kaum Themen. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Arbeit am Humboldt Lab, an der ich intensiv beteiligt war. 2013 habe ich meine erste kleine Ausstellung kuratiert – es ging um einen Stab aus Surinam. Ich war damals relativ neu, und für mich war das Thema einfach spannend und selbstverständlich ausstellungswürdig. Auch waren die postkoloniale Provenienzforschung und Restitutionsprozesse und -debatten anders als heute noch kaum institutionalisiert. Es gab natürlich Auseinandersetzungen mit NS-Raubkunst, aber nicht mit kolonialer Sammlungsgeschichte. Diese ganze heutige Debatte hat erst später an Fahrt aufgenommen.

TW: Und dann kam die Frage auf: Wie machen wir eigentlich mit dieser Vergangenheit Ausstellungen?

ASCH: Genau. Und die Wechselausstellungen spielten dabei eine zentrale Rolle. Es entstand die Idee, bestimmte Flächen entlang der Dauerausstellungen temporär und flexibel zu bespielen. So kam es, dass das kollaborative Arbeiten plötzlich im Ausstellungsbereich möglich wurde – inklusive der nötigen Infrastruktur. Damit sind wir bei der heutigen Initiative »Das Kollaborative Museum« des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst.

KP: Ich finde es interessant, dass du das Thema Multiperspektivität ins Spiel gebracht hast. Diese konnte in den Ausstellungen ja auch architektonisch kaum abgebildet werden. Damals waren nur sehr wenige Büros in der Lage, solche Größenordnungen überhaupt zu planen. Es fällt auf, dass man sich damals wenig Gedanken darüber gemacht hat, wie sich Multiperspektivität auch räumlich und gestalterisch ausdrücken könnte – etwa durch unterschiedliche architektonische Ansätze in der Ausstellungsarchitektur. Das zeigt, wie sehr sich die Museumswelt verändert hat.

ASCH: Ja, absolut. Die Vorstellung einer »Dauerausstellung«, wie wir sie kannten, hat sich ja auch verschoben. Früher waren das Konzepte, die für Jahrzehnte Bestand hatten. Heute ist klar: Dauerausstellungen müssen sich weiterentwickeln. Und tatsächlich überarbeiten wir bereits die Flächen, die erst vor zwei, drei Jahren eröffnet wurden.

KP: Ich finde übrigens auch, dass die Objekteinbringung das Haus lange geprägt hat. Der Fokus lag stark auf den Ausstellungen, sodass der Blick auf die Sammlungen selbst zwischenzeitlich fast verloren ging. Erst jetzt kehren wir zu ihnen zurück als den zentralen Moment unserer Arbeit. Und wir stehen vor der Herausforderung, wie wir die daraus entstehenden Ideen flexibler auf die vorhandenen Flächen bringen – was nicht nur an Architektur oder Finanzen hängt, sondern auch an strukturellen Voraussetzungen. Daran arbeiten wir aktuell intensiv. Aber wir merken, wie viele Ressourcen das bindet und wie aufwendig es ist.

Stefanie Schien: Ich bin erst relativ kurz dabei – seit Juli letzten Jahres – habe also die Eröffnung(en) des Humboldt Forums nur aus externer Perspektive mitverfolgt. Was den

Konzeptionsprozess betrifft, kenne ich nur das, was über Papiere oder öffentliche Gespräche zugänglich war – keine Innenperspektive. Jetzt übernehme ich Verantwortung für einen konkreten Bereich und stelle fest: Auch wenn sich individuelle Handschriften und Expertisen in den Ausstellungen ablesen lassen, stehen sie doch alle innerhalb eines sehr rigiden, monumentalen Rahmens. Ich frage mich immer wieder: Wo fange ich an, wenn ich etwas verändern oder neue Perspektiven einbringen will? Es ist gar nicht so leicht, weil Veränderungen aus meiner Sicht im großen Ganzen sinnvoller wären, um auch Kohärenz im Haus zu schaffen – aber gleichzeitig nur sehr punktuell möglich sind. Die Dauerausstellung lässt sich zum Beispiel nur bedingt weiterentwickeln, zumindest nicht ohne großen Aufwand. Ich glaube, das spüren auch die Besuchende. Sie müssen sich erst einmal orientieren, überhaupt verstehen, in welchen Bereichen des Humboldt Forums sie sich befinden und was sie dort erwartet. An vielen Stellen probieren wir da gerade neue Zugänge aus – z.B. durch Interventionen. Die Frage aber bleibt: Wie lassen sich verschiedene Narrativen integrieren, ohne die Lesbarkeit und Kohärenz für Besuchende zu verlieren?

Anna Szöke: Das ist ein wichtiger Punkt. Denn auch wenn wir jetzt viel über Ausstellungen gesprochen haben – das kollaborative Arbeiten umfasst ja noch viel mehr: Es betrifft auch die institutionellen Strukturen, etwa den Zugang zu den Sammlungen. Das finde ich besonders spannend: Was bedeutet Kollaboration jenseits von Ausstellungen? Wie organisieren wir das intern?

TB: Ja, genau. In unserer täglichen Arbeit geht es oft gar nicht in erster Linie um Ausstellungen, sondern um die Sammlungen. Viele Gäste, die zu uns kommen, interessieren sich für die Sammlungen – sie wollen dort arbeiten, forschen oder sich überhaupt erst einmal orientieren. Wir haben in den letzten 12 Monaten über 800 Gäste in den Sammlungen in Dahlem betreut. Natürlich gibt es auch Gäste, die sich explizit für die Ausstellung interessieren, aber der Großteil kommt wegen den Sammlungen.

ASCH: Ich denke, man muss da auch nochmal unterscheiden: Es gibt Gäste, die sich für die Sammlung interessieren – und dann gibt es die Partner:innen, mit denen wir langfristig zusammenarbeiten. Für Letztere ist die Sammlung meist nur ein Ausgangspunkt, aber nicht das Zentrum der Zusammenarbeit. Die eigentlichen Themen liegen oft ganz woanders.

TB: Ja, aber es ist ein starker Ausgangspunkt. Der Besuch der Sammlungen löst bei vielen Partner:innen intensive Reflexionsprozesse aus – über Tradition, über Verluste, über das, was ihre Vorfahren geschaffen haben und was heute fehlt. Über die Bedeutungen, die die Sammlungen im Jetzt haben und welche Bedarfe es auch für die Zukunft gibt. Und ich glaube, dass wir uns viel zu selten darüber austauschen, welche Prozesse solche Besuche auslösen können und welche Verantwortung damit für die zukünftige Zusammenarbeit für das Museum einher geht.

ASCH: Ich stimme dir zu. Es geht dabei nicht nur um das Sichtbare – ein beschädigtes oder schlecht aufbewahrtes Objekt –, sondern um tiefere emotionale und politische Dimensionen. Und da greifen unsere bisherigen Strukturen leider oft zu kurz. Die große Frage ist: Was folgt daraus? Wo bringen wir uns ein? Wo können wir uns überhaupt einbringen – gerade in einer Zeit, in der die Ressourcen schrumpfen? Eine Verfestigung des »Kollaborativen Museum« ist wünschenswert, denn es stellt sich die Frage: Wie können solche Beziehungen weitergetragen werden? Muss ich das in meiner Freizeit machen? Ist das meine persönliche Verantwortung? Oder lässt sich das strukturell verankern?

TB: Das ist wirklich zentral. Denn Beziehungen sind das Rückgrat dieser Arbeit – das war schon immer so. Viele Netzwerke basieren auf persönlichen Verbindungen. Und mit dem »Kollaborativen Museum« wollen wir das ja gerade intensivieren. Aber das ist eine große Verantwortung – weil die Erwartungen damit wachsen. Und weil diese Arbeit weit über das hinausgeht, was einzelne wissenschaftliche Mitarbeitende leisten können. Sie sind oft der erste Anknüpfungspunkt, aber bei Weitem nicht der einzige.

ASCH: Und dann stellt sich natürlich auch die Frage: Welchen Raum nimmt das Kollaborative in Zukunft überhaupt ein? Für mich ganz konkret bedeutet das – und ich spreche hier wirklich ganz persönlich – dass ich überlege, ob ich die Beziehungen, die ich aufgebaut habe, in Zukunft ehrenamtlich weiterpflegen muss. Ich stehe da in einem gewissen Verantwortungsverhältnis, das sich nicht einfach auflöst, nur weil es keine Projektmittel mehr gibt. Gleichzeitig hängt vieles davon ab, ob und wie jemand in der Lage ist, Drittmittel einzuwerben.

TB: Ich denke, da müssten wir eigentlich viel mehr darüber sprechen. Denn vieles von dem, was durch das CoMuse angestoßen wurde, hat erst begonnen, sich zu entfalten.

TW: Das bringt uns zur nächsten Frage. Wie können Formen der Zusammenarbeit, die im Rahmen des »Kollaborativen Museums« erprobt wurden, in die Zukunft getragen werden? Was braucht es, damit Kollaboration nicht zur Nebensache wird, die man irgendwie nebenbei ehrenamtlich macht, sondern tatsächlich Teil des institutionellen Selbstverständnisses bleibt – auch in Zeiten knapper Haushalte?

Sonja Mohr: Eine wichtige Grundlage, die ich gerne schaffen möchte, ist eine möglichst weitreichende Digitalisierung der Sammlungsbestände. Nur wenn Datensätze mit historischen Dokumentationen und an den Stücken ablesbaren Informationen vorhanden sind, wird ein echter Austausch mit Partner:innen möglich. Die Verfügbarkeit des Archivs und der Sammlungsverzeichnisse online ist dabei von großer Bedeutung.

Wir haben das kürzlich mit einem Team des Nationalmuseums der Philippinen erlebt: Gemeinsam haben wir uns in Dahlem 21 Objekte angeschaut – und es hat tatsächlich vier volle Tage gedauert, weil so viel zu diskutieren, zu analysieren und zu recherchieren war. Diesem Besuch waren mehrere Onlinetreffen vorausgegangen, für die die digitale Aufarbeitung der Stücke zentral war. Daraus ergeben sich wichtige Fragen: Was lässt sich aus den Sammlungen ableiten? Welchen Blick haben die Partner:innen darauf? Was sagt das über unsere Institutions- und Sammlungsgeschichte? Ich sehe meine Rolle hier ein Stück weit als Vermittlerin – oder wie Maurice Mengel, Leiter der Abteilungen Medien EM/AKu, es ausdrückte: als Erwartungsmanagerin.

Besonders spannend fand ich die Diskussion um ein großes Textil, das seit seinem Eingang in die Sammlungen im Jahr 1888 nicht eindeutig zugeordnet werden konnte – war es überhaupt ein Objekt, ein Umhang oder womöglich nur Verpackungsmaterial? Erst im Dialog mit den Partner:innen und mit Unterstützung der Restaurierung wurde klar: Es handelt sich um einen Schleier. Solche Erkenntnisse lassen sich nicht allein gewinnen – sie entstehen im gemeinsamen Prozess.

ASCH: Das ist in der Tat eine schwierige Frage. Ich denke, wir müssen genau darüber jetzt verstärkt nachdenken. Klar ist: Die Haushaltsslage wird schwieriger. Aber auf der anderen Seite nehmen auch Stiftungen und Förderinstitutionen dieses Thema zunehmend ernst. Kollaboratives Arbeiten wird als zukunftsweisend anerkannt. Und viele Stiftungen sind bereit, nicht nur Projekte, sondern auch Prozesse zu begleiten – auch bei der Frage von Rückgaben.

KP: Wenn ich etwa an den Fall Benin denke – mit dem Eigentumsübertrag, der mittlerweile stattgefunden hat – dann zeigt sich genau das. Die Objekte, die jetzt zurückgehen, sind nicht mehr dieselben wie bei ihrer gewaltsamen Aneignung. Man spricht auch von Re-Sozialisierung. Und da geht es eben nicht nur um Besitzverhältnisse, sondern um komplexe Fragen der Kontextualisierung, der Erzählungen, die sich um diese Objekte gebildet haben – und darum, wie diese Geschichten in neuen Partnerschaften weitergetragen werden können. Genau da setzen wir mit dem vorhin erwähnten, von der Gerda Henkel Stiftung unterstützten Projekt im Bereich Benin an. Es geht einerseits um die Frage: Welche Geschichten erzählen diese Objekte? Was wurde in sie eingeschrieben? Was lässt sich neu herausarbeiten? Und gleichzeitig geht es auch darum, wie sich diese Themen mit zeitgenössischer Kunst verknüpfen lassen – wie daraus neue Ausstellungen, neue Formen von Öffentlichkeit entstehen können. Ich denke, dass Museen wie unseres sich auf dem Weg befinden, sich als Netzwerkinstitutionen zu etablieren – als Orte, die sich mit anderen Museen, Ausstellungshäusern, Universitäten, Stiftungen oder Künstler:innenräumen vernetzen und gemeinsam Ausstellungen oder Formate entwickeln, die sowohl lokal – zum Beispiel in Nigeria, in Benin City – als auch hier oder digital realisiert werden können.

Ich glaube, wir alle haben ein gutes Bild davon, wie das aussehen könnte. Ob wir es aber tatsächlich umsetzen können, hängt von vielen Faktoren ab – nicht zuletzt von Ressourcen, aber auch von der Wahrnehmung durch Öffentlichkeit und Politik. Und da habe ich manchmal den Eindruck, dass diese Form der Arbeit nicht ausreichend sichtbar ist. Dass wir mit Institutionen verglichen werden, die vollkommen andere Aufgaben haben – und dass dabei nicht gesehen wird, was diese Art von kuratorischer Arbeit eigentlich bedeutet. Eine Netzwerkinstitution zu sein, das bedeutet ja nicht nur Austausch – es bedeutet auch Verlässlichkeit, Verantwortung und eine langfristige Perspektive. Und das ist von außen manchmal schwer zu erkennen.

TB: Wir versuchen, dieses Bewusstsein zu schaffen, indem wir auch die Besuchenden mitnehmen, indem wir transparent machen, was hinter den Kulissen geschieht. Denn viele erwarten von einem Museumsbesuch nach wie vor, dass da »etwas zu sehen« ist. Und wenn dann nicht unmittelbar etwas Eindeutiges, etwas Materielles präsentiert wird, führt das mitunter zu Unverständnis. Dabei verändert sich das Museum gerade massiv – nicht nur im ethnologischen Bereich. Aber ich glaube, dass viele Menschen noch gar nicht wahrnehmen, dass das Ethnologische Museum nicht nur für Ausstellungen im Humboldt Forum zuständig ist, sondern eben auch für die großen Sammlungen in Dahlem. Diese Komplexität ist im öffentlichen Bewusstsein kaum verankert. Ich hoffe, dass sich das mit der Zeit verändert – und dass daraus auch neue Formen der Förderung entstehen. Denn klar ist: Auf den Schultern einzelner Kurator:innen und deren ehrenamtlichem Engagement kann das nicht dauerhaft lasten. Das ist keine tragfähige Lösung.

TW: Wenn ich kurz die Perspektive wechseln darf – ich würde gern aus kommunikativer Sicht einen Gedanken anschließen. Was du gerade gesagt hast, ist absolut zentral: Es geht um Bewusstsein. Es geht darum, ein Verständnis für diese Formen der Museumsarbeit zu schaffen – sowohl in der Öffentlichkeit als auch bei politischen Entscheidungsträger:innen. Und ich glaube, das ist etwas, das wir in der Kommunikation viel stärker betonen müssen: Das Museum ist ein Ort des Austauschs, des Dialogs, der Beziehungsarbeit. Es ist längst nicht mehr nur ein Ort der Präsentation.

ASCH: Ja! Und das betrifft letztlich auch die Ethnologie als Fach. Ich finde, wir bringen uns gesellschaftlich noch viel zu wenig ein – vor allem in der Bildung. Da sehe ich uns als Fach – als Ethnolog:innen – ganz klar in der Verantwortung. Wir beschäftigen uns mit den komplexesten theoretischen Konzepten, aber schaffen es oft nicht, die grundlegenden Dinge zu kommunizieren. So etwas wie: Frag, wer da spricht, welche Perspektive

vermittelt wird. Das ist doch eigentlich der Kern – und auch der gesellschaftspolitische Auftrag ethnologischer Arbeit heute. Da müssen wir, glaube ich, wirklich mal selbstkritisch überlegen, welchen Stellenwert Vermittlung bei uns eigentlich hat.

TW: Ich habe gerade ein ganz aktuelles Beispiel erlebt: Wir haben gestern eine Pressemitteilung zu einem Kooperationsprojekt mit togoischen Partner:innen von Berlin Abroad Artists verschickt – da geht es um Rückgabebetten, künstlerische Perspektiven und eben auch um den Begriff »Sammlung«. Wir haben uns sehr bewusst entschieden, das Wort »Sammlung« in Anführungszeichen zu setzen, um genau diese historische und politische Problematik mitzuhematisieren. Und was passiert? Ich bekomme prompt eine Mail eines Redakteurs – nicht zum ersten Mal übrigens –, sich über die Anführungszeichen beschwerend. Das sei ideologisch, das würde nur verwirren. Das ist bezeichnend. Diese kleinen Interventionen, die für uns selbstverständlich geworden sind, stoßen in manchen Kreisen auf massives Unverständnis. Da merkt man, wie viel gesellschaftliche Aufklärungsarbeit eigentlich noch notwendig ist – auch und gerade in den Medien.

Denn Sammlung ist eben kein neutraler Begriff. Wenn ich den Begriff mal ganz wörtlich nehme, im Sinne von etwas aufsammeln, dann kollidiert das mit den teilweise gewaltsamen Aneignungskontexten der Objekte.

ASCH: Und genau in diesem Spannungsverhältnis bewegen wir uns. Es geht nicht darum, Widerstand um des Widerstands willen zu leisten, sondern diese Begriffe und Konzepte immer wieder zu hinterfragen – und sichtbar zu machen, was daran problematisch ist.

TW: Absolut. Und da müssen wir einfach dranbleiben. Immer wieder. Das betrifft die Vermittlung, die Öffentlichkeitsarbeit, die Pressearbeit – aber genauso auch die bilateralen Gespräche mit Journalist:innen, mit Entscheidungsträger:innen, mit Besuchenden.

ASCH: Wobei ich sagen muss: Für mich persönlich ist das nichts Neues. Diese Spannung, dieses Missverhältnis, das begleitet mich schon seit über einem Jahrzehnt – wahrscheinlich sogar länger. Das betrifft die Ethnologie als Fach, ethnologische Museen generell, aber auch das Verhältnis zu einem breiten Publikum. Mit welchen Bildern kommen die Menschen zu uns? Welche Erwartungen bringen sie mit? Und wie begegnen wir dem?

TB: Und in Berlin hat sich das, finde ich, nochmal zugespietzt. Ich bin ja jetzt seit drei Jahren hier, und natürlich: Berlin ist eine andere Bühne. Es ist politischer, aufgeladener – es gibt mehr mediale Aufmerksamkeit. Aber das Spannungsfeld war auch anderswo immer schon da.

ASCH: Ja, wir arbeiten hier mit Menschen, für die diese Themen zutiefst persönlich und schmerhaft sind – mit Community-Vertreter:innen, mit Herkunftsgesellschaften. Gleichzeitig kommen Besuchende, die von alldem noch nie etwas gehört haben und einfach »etwas Schönes sehen« wollen. Und dann gibt es noch diese sehr akademische, teilweise hyperintellektuelle Auseinandersetzung. Und wir müssen – oder wollen – all diese Ebenen bedienen.

TW: Und da kommt die Bildungsarbeit ins Spiel – und die Vermittlung. Die ist absolut zentral. Und ich finde, da sollten wir auch offener werden. Wirklich fragen: Wen sprechen wir wie an? Und was können wir auf welche Weise transportieren?

ASCH: Ich würde da gerne noch einen Punkt ergänzen: es geht ja nicht nur um die Vermittlung inhaltlicher Positionen, sondern auch um Räume, um Sichtbarkeiten. Wir machen sehr viel, auch mit Partner:innen weltweit – in anderen Kontexten, mit anderen

Formaten. Aber das Problem ist: All das wird hier vor Ort kaum sichtbar. Es fehlt der Raum dafür.

SM: Für mich ist Transparenz eine Grundvoraussetzung kollaborativer Arbeit. Deshalb ist mir die Veröffentlichung der digitalisierten Sammlungsdaten so wichtig – auch wenn mir bewusst ist, dass nicht alle problemlos Zugang dazu haben. Dennoch ist eine Online-Datenbank aktuell das breiteste Angebot, das wir machen können.

Gleichzeitig bringt diese Offenheit neue Herausforderungen mit sich: Mehr Anfragen, mehr Erwartungen – und das bei begrenzten personellen Ressourcen. Auch in den Sammlungsräumen selbst stoßen wir an Grenzen: Schutzmaßnahmen, konservatorische Bedingungen und infrastrukturelle Rahmen setzen der Teilhabe oft enge Grenzen. Das transparent zu kommunizieren, gehört für mich zur Verantwortung dazu.

ASZ: Mich interessiert dabei auch die Frage, wie das Wissen, das in der Zusammenarbeit mit Partner:innen entsteht, wieder in die Systeme des Museums zurückfließt – etwa in die Datenbank. Wie geht ihr mit dieser Herausforderung um?

SM: Ich sehe es als zentrale Aufgabe, die gemeinsam erarbeiteten Informationen auch in der Datenbank zu dokumentieren – aber mit Bedacht. Nicht jedes Detail aus einem Gespräch kann oder sollte sofort übernommen werden, weil sich Erkenntnisse oft noch verändern. Ich halte daher zunächst vieles intern fest und überführe es dann, wenn sich Aussagen verdichten, in die offiziellen Texte – etwa bei Ausstellungen oder Online-Projekten. Besonders wichtig ist mir, dass diese Informationen auch mit Quellen versehen werden. So wird nachvollziehbarer, woher die Erkenntnisse stammen. Das ist Teil eines transparenten und respektvollen Umgangs mit gemeinsam generiertem Wissen.

TB: Museen gelten noch immer als Orte einer gewissen Erhabenheit und Unnahbarkeit – und das müssen wir verändern. Wie können attraktive Ausstellung für ein breites Publikum gemacht werden, die Inhalte – niederschwelliger vermitteln – die auf wissenschaftlicher Arbeit basieren und komplexe Themen darstellen? Dazu gibt es ganz gute Beispiele z.B. aus den USA. Die Frage ist nur, wie wir das in Deutschland, in Europa stärker miteinander. Und auch, wie wir als Museen für Menschen attraktiv bleiben. Warum kommen Menschen überhaupt noch in Museen? Was erwarten sie?

TW: Und da kann eine gewisse Popularisierung manchmal ganz heilsam sein – solange sie nicht auf Kosten der inhaltlichen Tiefe geht. Ich denke, genau das ist die Herausforderung: anschlussfähig zu bleiben, ohne banal zu werden.

ASCH: Das ist ja im Grunde eine Gratwanderung. Und wenn wir jetzt ganz konkret auf unsere Realität blicken: Wie viel Stellenwert wird der Vermittlung gegeben? Ehrlich gesagt – nicht besonders viel. Und das liegt nicht daran, dass wir das als Einzelpersonen nicht wichtig fänden. Es hängt schlicht mit Ressourcen zusammen.

KP: Und dabei geht es nicht darum, die Vermittlungsarbeit pauschal als unzureichend zu kritisieren, sondern ihren tatsächlichen Stellenwert im Gesamtgefüge zu hinterfragen. Und dabei müsste man sich klar machen: Vermittlung ist ja nicht die Aufgabe Einzelner – sie betrifft uns alle. Gerade im Rahmen kuratorischer Praxis oder bei der Konzeption von Ausstellungen ist Vermittlungsarbeit elementar.

Ich finde, man kann diese Schwierigkeiten auch sehr stark auf diesen Ort, das Humboldt Forum im teilrekonstruierten Stadtschloss zurückführen – auf die Genese des Hauses, die damit verbundenen Erwartungen, die Architektur. Da existieren Außenwahrnehmungen, gegen die wir kontinuierlich arbeiten müssen. Und was baulich noch weiter

ausgebaut wird, konterkariert manchmal das, was wir inhaltlich versuchen zu vermitteln. Dadurch wird die komplexe inhaltliche Arbeit, die hier tatsächlich geleistet wird, oft nicht wahrgenommen. Alles wird reduziert – auf die äußere Hülle, auf das Schloss.

TW: Da fehlt oft die Übersetzungsleistung. Und die bräuchte es dringend – auch, um das Haus in seiner Ambivalenz sichtbarer zu machen. Solange außen neue Fassadenelemente angebracht werden, die inhaltlich nicht kontextualisiert sind, bleibt das ein ungelöstes Thema.

ASZ: Vielleicht ist das aber auch ein guter Moment, um in die Zukunft zu schauen. Unsere Diskussion um Vermittlung fand ich gerade sehr fruchtbar. Vielleicht kann man das als zentrales Learning für die Initiative »Das Kollaborative Museum« weiterdenken. Dass man von Anfang an sagt: Vermittlung ist ein zentrales Thema und wird im Projektteam fest verankert.

TB: Ich finde es sehr wertvoll, dass »Das Kollaborative Museum« genau solche Formate möglich macht – etwa Vermittlungsprojekte oder den Podcast. Das ist ja fast wie ein kleines Archiv, in dem konzentriert für die Öffentlichkeit über die Arbeit gesprochen wird. Eine Form, die viel nachhaltiger wirkt als ein kurzer Projektbericht auf der Website.

SM: Ich denke, wir müssen uns immer wieder bewusst machen, dass kollaboratives Arbeiten nicht mit einem gemeinsamen Besuch oder einem Projektbericht endet.

Es geht darum, Verantwortung für das gemeinsam erarbeitete Wissen zu übernehmen – auch über den Moment hinaus. Und das bedeutet für mich, dieses Wissen transparent, nachvollziehbar und mit Respekt in unsere Systeme und Arbeitsabläufe zu integrieren. Nur so kann aus punktueller Zusammenarbeit eine nachhaltige Beziehung entstehen.